

Maxdruck verboten.

25]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Negro. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Aber Pelle war nicht leicht hinauszulocken, er hatte sein Heim, da verbarg er sich wie eine Schnecke in ihrem Haus. Für diese kleine Welt von fünf Menschen hatte er die Verantwortung, und nicht einmal die hatte er sicher zu stellen vermocht. Seine Kräfte und sein Fleiß reichten nicht einmal aus, um ein kleines Heim über Wasser zu halten, es bedurfte dazu eines Wohltäters! Dies war nicht die Zeit, seinen eigenen Ehrgeiz zu pflegen, wo es sich um Frau und Kinder handelte, und jetzt, wo das Ganze geordnet war, fühlte er sich dem alten Bibliothekar gegenüber von Herzen dankbar. Aber eine beschämende Tatsache war es trotzdem, die nicht dazu aufforderte, sich mit den Angelegenheiten der Tausende zu beschäftigen.

Die gewaltigen Worte der Jungen schreckten ihn auch zurück. Er trug den Ausbruch in sich, so wie sie, hatte aber andere Erfahrungen aufzuweisen. Seit er kriechen konnte, hatte er mit sich selbst gerungen, um sich in den großen Zusammenhang hineinzufügen; selbst nicht das Gefängnisleben hatte ihn davon ausgeschloffen, sondern ihn nur noch fester in das Ganze eingefügt. Er hatte keine Anlage, den Knoten zu durchhauen, verlangte aber eigensinnig, daß er gelöst werden sollte.

„Mit Dir ist es nichts, denn Du kannst nicht hassen,“ sagten Morten und die anderen, wenn sie auf ihn stichelten. Nein, die Kälte in seinem Gemüt war wie Nachtfrost, der vor dem ersten Sonnenstrahl schmolz. Wenn er zurück sah, waren da versöhnende Bande, die das Ganze trotz allem Bösen zusammenhielten; und jetzt, ganz kürzlich, hatte ihn ja auch der alte Bibliothekar Tröstung mit dem Guten jenseits der Kluff gegeben. Er hatte sich wieder auf seinen Schusterstuhl zur Ruhe gesetzt und ließ sich nicht von der Ungeduld der andern aufjagen, sondern sah so aus, als habe er eine ganze Ewigkeit vor sich, in der er seine Angelegenheit abwickeln konnte.

Schwester pflegte unten bei ihm herumzuputteln und die Werkstatt mit ihrem Geplauder zu füllen. Gegen acht Uhr, wenn es zu tagen begann, hörte er ihre stolpernden Schritte auf der Treppe, und dann blieb sie bei ihm, bis Ellen sie gegen Abend mit Gewalt hinausholte, um sie in ihr Bett zu legen. Sie schleppte alles Werkzeug zusammen und stapelte es vor ihm auf dem Tisch auf, so daß er sich nicht rühren konnte; das nannte sie, ihm helfen. Hinterher ruhte sie sich aus und stand, die Hände auf den Rand des Tisches gestemmt, und unterhielt ihn. „Schwester ist tüchtig!“ sagte sie anerkennend und zeigte befriedigt auf ihr Werk. „Großes Mädchen.“ Und wenn er nicht antwortete, wiederholte sie es; sie ruhte nicht, bis er sie gelobt hatte.

„Ja, tüchtig bist Du!“ sagte Pelle. „Aber kannst Du die Sachen nun auch wieder an ihren Ort stellen?“

Das Kind schüttelte den Kopf. „Schwester ist müde,“ erklärte sie bestimmt. Gleich darauf kam sie mit noch einem Stück und schob es langsam auf den Haufen, während sie sein Gesicht beobachtete, um zu sehen, ob es auch anging. „Schwester hilft!“ wiederholte sie erklärend, „ja, das tut sie.“ Pelle tat, als höre er es nicht.

Nun hatte er eine Weile Ruhe vor ihr, aber dann kam sie, die ganze Schürze voll ausgerangierten Schuhzeuges, das sie hinter dem Ofen hervorgeholt hatte. Er versuchte, wütend auszu sehen, mußte sich aber über seine Arbeit beugen. Das machte die Kleine unsicher, sie leerte die Schürze auf dem Fensterbrett und kauerte dann nieder, die Hände auf den kleinen Knien, um seinen Ausdruck aufzufangen. Der war nicht befriedigend, da erhob sie sich und legte die Hände auf seine Beine. „Vater, Du bist tüchtig,“ sagte sie und sah ihm einschmeichelnd ins Gesicht. „Du kannst alles, Du bist der Tüchtigste in der ganzen Welt.“ Und nach einer kleinen Pause: „Wir beide sind gleich tüchtig, nicht Vater?“

„Na, willst Du da hinaus?“ rief Pelle aus. „Ach glaub, eine von uns beiden ist ein eingebildetes kleines Ding!“

„Ich nicht!“ sagte die Kleine sehr bestimmt und schüttelte den Kopf.

„Ihr amüsiert Euch wohl gut miteinander,“ sagte Ellen, wenn sie mit Abend Trost auf dem Arm herunterkam, um Anna zu holen. Das Kind wollte nicht mit hinauf, sie preßte sich in die Ecke hinter Pelles Stuhl und versteckte sich; und Abend Trost strampelte mit den Beinen, um auf den Fußboden zu kommen und mit den Leisten spielen zu können. „Ja, dann bleiben wir alle hier,“ sagte Ellen und setzte sich nieder.

Sie sah still und resigniert aus, die Niederlage hatte sie mitgenommen. Sie sprach nicht mehr von der Zukunft, sondern freute sich nur, daß sie den Klauen des Bucherers entwischt waren; der Gedanke daran erfüllte sie mit einem stillen, ein wenig gedrückten Glück. Sie träumte von nichts Besserem mehr, ging nur umher und war dankbar; und Pelle war es, als stürbe etwas in ihr zusammen mit der Unzufriedenheit. Es war, als habe sie endlich all das ihre gegeben, die Uebergabe an den grauen Alltag machte sie glanzlos und gewöhnlich. „Sie bedarf der Sonne,“ dachte er.

Und dann wanderten die Gedanken wieder herum in ihrem Suchen nach einem Wege, der in die Zukunft hinausführte, ganz monoman, in derselben Spur, die sie hunderte von Malen getreten waren. Er war nicht einmal recht mit dabei, sondern begriff nur, daß sie unentwegt auf dem Problem herumdröschten.

Innerhalb des Faches gab es keinen Ausweg; da war nur Platz für Ausbeuter und Ausgebeutete, und er eignete sich zu keinem von beiden. Aber wenn er andere Möglichkeiten in Erwägung zog, kehrten die Gedanken von selbst zu dem Dreibein zurück, wie ein streifender Hund, der immer wiederkehrt und dieselbe Spur beschnüffelt. Da war etwas in ihm, das mit fatalistischen Eigensinn ihn mit seinem Fach solidarisch machte trotz seiner Hoffnungslosigkeit; da hatte er seinen Einsatz gemacht und da sollte die Frage gelöst werden. Hinter dem Fatalismus des kleinen Mannes liegt die Erkenntnis, daß auch in sein Leben ein Plan und eine Perspektive niedergelegt ist, das und das ist so, weil es so sein muß. Und diese Erkenntnis aufzugeben hatte Pelle keinen Grund.

Er wurde ganz verwirrt davon, wie sich seine Gedanken beständig um dasselbe drehten, aber das ging so weiter, als sei er begehrt, fuhr sinnlos mit ihm herum, wenn er schlief und packte ihn, sobald er erwachte. Da war ein alter Traum, der ihn in dieser Zeit hartnäckig verfolgte, eine jugendlich vergessene Idee aus seiner allerersten Teilnahme an der Bewegung an der Erhebung, der Entwurf zu der Genossenschaftswerkstatt, die den Hofschuhmachermeister überflüssig machen sollte. Damals wurde der Plan als unmöglich beiseite gelegt, aber jetzt stürzte er sich wieder darüber und nahm ihn Glied für Glied durch. Er konnte sicher einige tüchtige Fachgenossen finden, die die Gefahr der Arbeit und des Ertrages mit ihm teilen würden; und die Disziplin würde keine Schwierigkeiten verursachen, die Arbeiter hatten in den verstrichenen Jahren gelernt, sich ihren Parteigenossen unterzuordnen. Hier war ein Ausweg für den kleinen Mann, sich wieder innerhalb des Faches zur Geltung zu bringen und an der Entwicklung teilzunehmen; was einer nicht vermochte, gelang, wenn sich mehrere zusammenschlossen; die moderne Technik auszunutzen und die Arbeit zu leisten. Er richtete das Ganze sorgfältig ein, nahm es wieder und wieder von borne durch, um sich zu vergewissern, daß jede Einzelheit stich hielt. Wenn er schlief, träumte er von seiner Genossenschaftstätigkeit, und dann war sie eine Tatsache. Er stand in einem hellen Lokal und arbeitete zwischen lauter Kameraden, da war kein Herr und kein Diener, die Maschinen schnurrten, und die Kameraden sangen und pfliffen, während sie sie bedienten. Sie hatten eine kurze Arbeitszeit und glückliche Häuslichkeiten, die auf sie alle warteten.

Es war hart zu erwachen und die Möglichkeit zu erkennen. Ach, die fleißigsten und tüchtigsten Hände aller Welt vermochten nichts in ihrem eigenen Fach, nicht einmal einen Stich vermochten sie zu nähern, ehe das Kapital sie in Gang setzte. Wenn das seine Zustimmung versagte, konnten sie nicht das geringste ausrichten, sondern waren auf der Stelle wie abgebaut. Die Maschinen kosteten Geld. Pelle konnte es von Brun erhalten, der Alte hatte ihm oft genug Kapital

angeboten, um irgend etwas anzufangen. Aber er schuldete ihm bereits Geld, und wenn nun das Kapital sein Unternehmen niederronn? Es war auf seinen Posten und duldet dergleichen Wirksamkeiten nicht neben sich. Es war eine Unsicherheit über ihn gekommen, er hatte nicht den Mut, den Einsatz zu wagen.

Der alte Philosoph kam fast täglich, Belle war ein Teil seines Lebens geworden, er sah mit Sorge den Zustand seines jungen Freundes. Hatte das Gefängnis oder vielleicht die Bücher diesen jungen Mann, der einstmal rücksichtslos drauflos ging wie ein Sturmvetter, in einen Zauderer verwandelt, der keine Wahl treffen konnte? Die Persönlichkeit wurde von zweifelhaftem Wert, wenn sie auf Kosten der Tatkraft wuchs! Der Alte hatte gerade gehofft, daß sie eine größere Energie entfalten sollte, wenn sie in einen neuen und unberührten Erdboden verpflanzt wurde, und er kam mit allerlei Sticheleien, um Belle aus seinem schlafartigen Zustand zu reißen.

Dann schüttelte sich Belle ungeduldig. Von allen Seiten stichelte sie an ihm herum und wollten, daß er eine Wahl treffen sollte, und er konnte seinen Weg nicht sehen! Ja, wohl lag er im Schlummer, er merkte es selbst recht gut. Er fühlte sich wie jemand, der dem allen entrückt war, und verlangte Ruhe, sein Wesen arbeitete für ihn da draußen im Ungewissen.

„Ich weiß ja nichts,“ sagte er halb gereizt, „was kann es da nützen? Ich glaubte, die Bücher sollten mich irgend wo hinführen, von wo aus ich das Ganze sammeln könnte, aber nun bin ich nur ganz verwirrt worden. Ich bin zu klug geworden, um blindlings drauflos zu gehen, und nicht klug genug, um den Papfen zu firnden, um den sich das Ganze dreht. Einerlei, woran ich rühre, stets löst es sich in etwas für und etwas wider auf.“ Er lachte verzweifelt.

Eines Tages gab ihm Brun ein Buch. „Dies Werk hat viele befriedigt, die die Wahrheit suchten,“ sagte er mit einem eigenen Lächeln. „Lassen Sie uns jetzt sehen, ob es auch Sie befriedigen kann.“ Es war Darwins Kampf ums Dasein.

Belle las wie in einem Nebel. Hier war ja der Punkt, das Ganze mächtig zusammengefaßt zu einem einzigen Satz. Es kochte in seinem Gehirn, er konnte das Buch nicht wieder hinlegen, sondern fuhr die ganze Nacht fort, darin zu lesen, verzaubert und entsetzt über die unbarmherzige Aussicht. Als Ellen verwundert ritt dem Morgenkaffee herunterkam, war er mit dem Buch fertig; er antwortete nicht auf ihre freundlichen Vorwürfe, sondern goß schweigend den Kaffee herunter. Dann nahm er seinen Hut und ging hinaus in die öden, morgentrüben Straßen, um seinen heißen Kopf zu kühlen.

Es war noch sehr früh, die Arbeiter hatten noch nicht angefangen, auszurücken. In den Morgenwirthschaften war man im Begriff, die Läden wegzunehmen. Warm gekleidete Straßenbahnbeamte trampelten auf ihren holzsoligen Stiefeln durch die Straßen, unsaubere, verfrorene Frauen jagten in strauhelndem Lauf dahin zu ihrer frühen Beschäftigung, winselnd vor Kälte und Lebensüberdruß. Sie waren schon müde, ehe sie noch ihren Tag begonnen hatten. Hier und da arbeitete sich eine verspätete Frau über die Straße, einen Wäschekorb vor sich, eine Mutter, die ihr Kind nach der Krippe schleppte, ehe sie auf Arbeit ging.

(Fortsetzung folgt.)

2) Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Um ein Kind.

Der Nachtwächtersmann in den still ruhenden Gassen hat einen harten Tritt. Der dröhnte wie eine Drohung zu mir herauf und scheuchte meine Phantasien auf dem Philosophenwege. Ich flüchtete jenseits des letzten Laternenscheins, der beim Lindenbudwirthshaus auf Wache stand. Was ist die Stunde? Ich habe keine Uhr. Mich friert mit fieberheißem Kopf. Ich habe keinen Mantel. Die Mitternachtskälte klettert unter den Füßen. Darf ich so kühn sein, in die Stadt zu dringen, wenn noch das letzte Licht nicht verlöscht?

Da ist ein bleiches, schlankes Haus, das die Nachbarn spöttelnd den Pulverturm heißen — schon ehe mein Leben dort explodirte. Ein Klingelknopf ist an der Thür. Du unheimlich furchtbare elektrische Kraft: mit einem leisen Druck alarmirte sie Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Ich weiß nicht, welche der Parzen häßlicher, gräßlicher ist. Meine Herbergsnothhelfer haben guten Schlaf. Ein

zweiter Druck, ein dritter. Das geht mir durchs Gebein wie eine verrostete Klinge. Wacht auf, wacht auf, ein jammervoller König kommt, der nach Kanossa will.

„Wer ist da?“

„Ich — Klümer.“

Das Schiebefeuster klettert herab und wieder faust die gährende Stille mir um die Ohren. Und mein Name, ein gräßliches Wort, schallt zurück, wie wenn alle Wände und Winkel der Stadt ihn ver-hundertfaßt hätten. Es kommt die Treppe herab. Es raselt im Schloß. Ein müder Mann steht in der Thür, mit schweren, fast angstvollen Augen. Und mir ist, als ob aus diesen Augen ein Schlag mich mitten ins Gesicht trafe.

„Ich konnte nicht anders.“

In der Küche oben ist es kalt. Der Mann schaut mich an: was willst du hier? Und ich spreche mit mir und mit ihm ohne Worte. Als ob feindliche Wünsche harte Zwiesprache halten: Du bist ein ungelegener Gast, sagt der eine. Und der andere: Siehe, es trieb mich mit widerstandsloser Gewalt — wie den Mörder dorthin, wo sein Opfer gefallen ist.

Mit einem Male habe ich Hunger. Das körperliche Gefühl will den Aufruhr der Gedanken niederzwingen. Aber kein Löffel und kein Schrank tut sich auf. Der Herd hat keinen wärmenden Willkomm für den Fremdgewordenen.

„Ein Glas Wasser, bitte.“

Und der Mann sieht mich immer noch an und schweigt. Und dieses Schweigen, wenn es auch nur den Bruchteil einer Minute währt, ist wie eine schwere Anklage ohne Ende. Dann reden wir mechanisch gleichgültige Dinge und halten uns in Gedanken an der Gurgel gepackt.

„Darf ich den Heinz nicht sehen?“

Nun öffnet er doch die Kammer. Die ist hell und geheizt und riecht nach Menschen. Die Mutter, der Bub und Rösschen liegen im Doppelbett. Das Mädchen schläft fest. Die Mutter ist ganz wach. Sie hat das Gesicht zu mir hergewendet. Wissen auch diese Augen nicht, wie sie sich einstellen sollen für mich? Ich greife nach ihrer harten Arbeitshand wie der Verdurstende nach dem Wasserkrug.

„Heinz, Butzeli, schau, wer ist denn da?“

So inhaltsschwer ist dieser Anruf. Das können nur Mütter: in sieben Worten erzählen; so viel. Der Bub, im Halbschlummer ganz nahe gebettet an die Mutter, röhrt sich halb auf und starrt mich an mit den großen, schönen, viel zu klugen Kinderaugen. Die Augen sind fern und fremd, angstvoll, fast entsetzt. Sie schließen sich wieder, wie um Schutz zu suchen und das Köpchen legt sich zurück an die mütterliche Brust.

Heinz ist drei Jahre alt und die sind eine Geschichte.

Darf sie erzählt werden?

Ich kannte dieses Kind schon lange vor der Geburt. In den Augen seiner Mutter lag ein lichter Glanz vom ersten Tage an. Ich hatte ihr Leben erforscht nach Menschenrecht. Keine Gesellschaftsordnung kann uns das Erbarmen verbieten. Der Mann stand bei der alltägliche Tragödie Kleinbürgerlicher Ehen. Der Mann ist jung, als Jüngling wohl gar in eine mühelose Ehe gekommen. Die Hochzeiterin trägt die Myrte nicht als Lüge. Die beiderseitigen Sinnen und Sparkassentonten, Pfarrherr und Standesamt haben Bewilligung und Segen gegeben. Der Mann und sein Weib sind schaffige Menschen, so sehr, daß für das Liebhaben nur jene Spanne Zeit bleibt, die man braucht, um ein paar Gläser Wein hinunter-zuführen. Sie lieben wie die Tiere im Walde und haben doch keine Zeit, wie diese in Luft und Erdenluft, in Sonne und Baumwerk sich täglich zu erneuern. Haben keine Zeit, zu fragen, wenn schon das erste zerrende Gefühl über den Rücken oder unter dem Herzen sich einstellt. Der Mann erträgt es, er ist gut und trinkt wenig. Er erträgt auch die erste schwere Geburt oder die Tötung im Mutterleibe. Sie aber wird eine Behmutter ohne Ende, eine kranke Frau wie die Nachbarin links und rechts. Was kann man da machen?

Zwei Kinder sind da und leidlich am Leben. Man baut sich — der Traum wird Wirklichkeit — ein eigenes Häuschen, zahlt pünktlich den Zins und hastet weiter zur Zinsenfreiheit, des Glückes Höhe.

Wenn wieder ein Keim unter ihrem Herzen wuchert, wird die Seele des Weibes ein angstvolles Gebet. Das hatte ich nun erlauscht an dieser Mutter.

Es muß wohl Menschen geben von besonderer Heilkraft. Die Kraft heißt immer nur Liebe, jenes sorgliche Umfassen und hell-sichtige Ergründen der Eigenart des anderen. Unter dem Herzen der Mutter wuchs das neue Leben ohne Wehklage und in ihren Augen leuchtete Dankbarkeit und frohgewordene Hoffnung.

Am Vortag zum heiligen Weihnachtsabend ist das Kind geboren worden, so leicht von der Wehe zur Sehensfreude, daß der in Geschäften abwesende Vater (diese Ehemänner sind ja so tapfere Geburtshelfer!) ein lächelndes Weib und einen lächelnden Knaben fand. Ein Christkind!

Mein Herz erhob sich damals zu Gott und hatte die Welt wieder lieb und vergaß die Verachtung gegen sich selbst.

Der kleine Heinz und ich wurden so vertraut, daß die Stadt verdächtige Reden flüsterte. Ich war des Bubens getreueste Kindsmagd, lernte das Trockenlegen und noch schönere Dinge. In mir ist immer ein Trieb gewesen, die Menschen an der Quelle, in der Familie zu erforschen. Und es ist manchmal zornig über mich gekommen, daß ich den Eltern sagen mußte: Wie sündigt ihr an den Kindern. Wollt Ererbtes aus ihnen herausprügeln und eure Un-

natur in sie hineinzwingen. Ihr seid nicht wert, das höchste Amt die Elternschaft, zu besitzen. Legitimität rechtfertigt nicht die Schändung der Gezeugten. Man hat mir lachend oder beleidigt gesagt, ich verstände das nicht. Und nun durfte ich doch einen Beweis geben und ein Kind schützen und wettsetzen machen. Es gab freilich mit der Sippe manchen Kampf, vorzeitige Reize dem zarten Körper fernzuhalten und von seinem Sinnenleben die empörenden Torheiten der Furcht und Drohung. Einmal wollte der Vater die Hand gegen sein Kind erheben. Mir stieg das Blut in die Stirne: „Mir oder Ihnen, aber nicht ihm!“ Wer seine Kinder schlägt, hat nur die Wahl, Empörer oder Sklaven zu ziehen. Ein andermal gab eine gute Nachbarin dem Duben Näscherien mit der Weisung, seinen Geschwistern nichts zu sagen. Es packte mich wieder der Ingrimm: „Ihr verberbt die Unschuld, Frau Nachbarin.“ Da nannte mich der Vater einen Narren, ich vergaß seine Wohlthaten und wir wurden Feinde.

Noch sahen es, als habe Heinz die stärkere Stütze und das größere Recht bei seinem Freunde. Wie wuchs das junge Leben in seiner Natürlichkeit. Konnte mit zwanzig Monaten schon in eigenen Reimen fabulieren und all die großen Männer, die über meinem Bette hingen, nach Bild und Namen auswendig — die Leute sagten, es sei ein Wunderkind.

Schließlich mußten ja wohl meine Ansprüche an das Kind auch die Eiferjucht des Vaters herausfordern. Die Mutter stand zwischen zwei Messern. Durfte sie anders, als dem härteren Recht ihres Mannes folgen? Ich war allein und der Dub wurde mir entzogen — mein Leben, meine Zukunft. Ich sah überall, daß er mir entzogen wurde; in seinen eigenen Augen, die die Hingabe verloren hatten. Fige Ideen sind ja im Glauben wie Granit. Es trieb mich gegen Vater, Mutter und Kind. Immer unseliger wurden die Tage und finsterner die Nächte. . . . erlaßt mir die Schilderung, wie das Glend zum Wahnsinn sich steigert. Ich wurde ein Schuft, der Wohlthaten mit Haß besudelt, wurde ein Spieler und Trinker und stand plötzlich dort, wo es heißt: Eines muß sterben. Wie gräßlich ist dein Gesicht, du allerletzte Tat!

Und da kam wieder ein Kind zu mir, wie ein Schutengel, im Unschuldskleid. Ich tastete nach ihm wie ein irrer Mensch, der alles verloren hat.

Es ist verboten, im Kinde das Weib zu erkennen. Aber wenn ein kleines Verbrechen zu dir kommt, um dich zu erlösen von dem Großen, greif zu, greif zu, ehe es zu spät ist!

So viele Steine liegen am Wege, die ihr auf mich werfen könnt. Doch denkt dabei an die Reichen und Angeesehenen, die ins Narrenhaus kommen oder verrückt geschrieben werden. Armeleutkinds, mit dem Fluch der Volksschule behaftet und mit dem Dämon der Wahrhaftigkeit obendrein, sei still und wandere ins Sträflingsheim.

Weshalb hebt ihr die Steine nicht?

(Fortsetzung folgt.)

Neue Anschauungen über die Gicht.

Von Dr. med. van Troh.

Solange die Gicht bekannt ist — erwähnt sie doch schon Hippokrates —, so wenig konnte man sich bis in die allernueste Zeit darüber klar werden, welche Ursachen zur Entstehung dieser Krankheit beitragen. Viel charakteristische Zeichen waren den Beobachtern aufgefallen. So die Bevorzugung des männlichen Geschlechtes und der besser situierten Klassen. Man kannte auch an der Hand von Familienaufzeichnungen, die über 400 Jahre sich erstrecken, ihre ausgesprochene Neigung vererbt zu werden. Allein über ihr Wesen wußte und konnte man nichts wissen, da alle wissenschaftlichen Grundlagen fehlten, die den Schlüssel dazu zu liefern imstande gewesen wären.

Das Krankheitsbild der Gicht ist bis zu einem gewissen Grade auch dem Laien geläufig. Da ist vor allem der plötzlich nachts einsetzende Anfall, der von den heftigsten, bohrenden Schmerzen in einem Gelenke — am häufigsten im Metatarsophalangealgelenk des Fußes, d. h. dort, wo der Mittelfußknöchel sich mit der großen Zehe berührt — und starker entzündlicher Schwellung in ihm begleitet wird. Nach einigen Tagen ist der Anfall abgeklungen, um aber nach einiger Zeit in diesem oder jenem, einem oder vielen Gelenken sich zu wiederholen. Allmählich verstreifen sich die Gelenke und zeigen an ihren Außenflächen die bekannten Gichtknoten oder Tophi. Deutliche Gelenkveränderungen finden sich allerdings auch bei anderen Krankheiten, ohne mehr als die äußere Gestalt mit ihnen zu teilen. Das sind mehr oder weniger chronisch rheumatische oder arthritische Prozesse, die zwar, wie gesagt, erheblich von den gichtischen Veränderungen abweichen, aber dennoch nicht ganz mit Unrecht im Volksmunde als gichtisch bezeichnet werden. Denn das gemeinsame, das sie mit der echten Gicht verbindet, ist die Ursache der Krankheit, nämlich eine Störung des Stoffwechsels, die ihrerseits wieder durch eine schlechte Anlage des Organismus, eine Konstitutionsanomalie oder Diathese, bedingt ist.

Bei der Gicht hat man es also nicht mit einer Krankheit dieses oder jenes Organs zu tun, sondern mit einer Regulationsstörung der gesamten lebendigen Maschine. Erst in zweiter Linie treten dann pathologische Veränderungen in den Gelenken, in der Niere

und anderswo auf. Einen Hinweis darauf, ungefähr aus welcher Richtung das Krankheitsgeschehen stammt, bietet das Studium der Gichtknoten oder Tophi. In Durchschnitten von ihnen wurden nämlich glänzende Kristallnadeln gefunden, die man als Harnsäurekristalle erkannte. Auch im Blute eines Gichtikers während eines Anfalles konnte solche Harnsäure nachgewiesen werden.

Um zu verstehen, was Harnsäure ist, muß man sich zunächst an die elementaren Umsetzungen im lebenden Organismus erinnern, die die eingeführte Nahrung erleidet. Diese besteht bekanntlich aus einer Mischung von Kohlehydraten (Zucker und Stärke), Fetten und Eiweißstoffen. Letztere sind hauptsächlich im Fleisch, das wir genießen — Fleischweiß, des weiteren auch in Gemüsen — Pflanzeneiweiß — enthalten. Die Nahrung dient nun zwei Zwecken: einmal liefert sie Brennmaterial für die lebendige Maschine. Wie die Lokomotive Kohlen braucht, um sich fortzubewegen, bedarf auch der Körper eines Heizstoffes, um Arbeit verrichten zu können. Allein, was den menschlichen Organismus von der Maschine zu seinen Gunsten unterscheidet, ist, daß er abgenutzte Teile selbsttätig ergänzen kann. Dies geschieht fortwährend durch die eingeführte Nahrung derart, daß der Organismus sie sich anpaßt (assimiliert). Auch der Körper besteht zum großen Teile aus Eiweiß. Aber das Nahrungsweiß ist ein ganz anderes als das Körperweiß, auch dort, wo unsere chemischen Unterscheidungsmöglichkeiten noch lange nicht dazu ausreichen, die feinen, aber schwerwiegenden Differenzen zu erkennen. Der Weg zur Assimilation ist sehr umständlich und ebenfalls heute noch nicht in allen Einzelheiten von der Wissenschaft erschlossen. Aber das weiß man, daß in den einen Organen das Nahrungsweiß durch Verdauung — chemisch gesprochen Abbau — zur Assimilation vorbereitet, während in anderen die Assimilation durch Aufbau (Synthese) bewerkstelligt wird. Von der Nahrung über die Verdauung zur Synthese ist der eine Halbkreis des Stoffwechsels zu durchlaufen. Die Wegschaffung der unbrauchbar gewordenen und eben darum erneuerten Körperbestandteile — der Zellen — schließt den Kreis. Wenn die Zellen zu alt geworden sind, beginnen sie sich aufzulösen, indem sie sich gewissermaßen selbst verdauen. Mit dem Lymphstrom und dem Blute wird dies Abbruchmaterial weggeführt und gelangt so zu Organen, die seine Zersetzung wieder durch Prozesse, die durchaus der Verdauung ähneln, weiter fördern, bis schließlich aus dem soliden Baumaterial eine Flüssigkeit entstanden ist, die den Körper verläßt. Auf diesem Wege erleidet die chemische Zusammensetzung der Körper eine wesentliche Vereinfachung. Aus zusammengesetzten organischen Verbindungen werden einfache unorganische Salze und Säuren.

Unter allen im lebenden Organismus vorhandenen Stoffen nehmen die Eiweißkörper wegen ihrer komplizierten Struktur den ersten Rang ein. Sie alle bestehen aus den chemischen Elementen Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Schwefel, bisweilen auch Phosphor und Eisen. Viel weniger aber ist bekannt, in welchen Mengenverhältnissen sich diese Elemente zu den zahllosen Eiweißkörpern zusammensetzen. Jede Klasse, ja jede einzelne der Eiweißverbindungen verlangt aber, mag der Typus auch schließlich in großen Zügen derselbe sein, eine besondere chemische Verarbeitung durch den ihn abbauenden Organismus. Man hat früher angenommen, daß das Endprodukt des Eiweißstoffwechsels stets der Harnstoff sei, herorgegangen aus Aminosäuren, die ihrerseits Abbauprodukte des Eiweißes darstellen. Dies ist nicht richtig: eine große Anzahl von Eiweißstoffen erreicht diese letzte Verarbeitungsstufe nicht, sondern verläßt den Körper schon in der höher stehenden Harnsäure.

Hiermit sind wir nach einer längeren Abschweifung wieder am Problem der Gicht angelangt. Diese Eiweißkörper, Nucleoproteide genannt, entstammen den zahlreichen Organen des Körpers. Im Gegensatz zu den zellenarmen Muskel-, Knochen- und Bindegewebe stehen die zellenreichen, wie Leber, Hirn, Milz u. a. Das Charakteristische jeder Zelle aber ist ihr Kern (Nucleus). Von ihm gehen die Lebensenergien der Zelle aus, an ihm geht zuerst die Zellteilung vor sich. Auch der Kern ist ein Eiweißkörper, und zwar enthält sein Eiweiß einen Phosphorzusatz; es ist ein Nucleoproteid. Bei dem Abbau, dessen Modus kurz oben angeführt ist, spaltet das Nucleoproteid sich zunächst in eine Eiweißsubstanz ohne Phosphor und in eine mit Phosphor (Nuclein). Der gleiche Vorgang wiederholt sich beim Nuclein: es entsteht ein phosphorfreies Eiweiß und eine phosphorhaltige Nucleinsäure. Als deren Abbauprodukte folgen nun die sehr wichtigen Purinbasen des Adenin, das Guanin, das Hypoxanthin und das Xanthin, auch Oxyppurin genannt. Aus den Oxyppurinen entwickelt sich als Trioxypurin endlich die Harnsäure. Hiermit hat der Purinstoffwechsel sein physiologisches Ende erreicht, nur Spuren der Harnsäure scheinen noch weiter zerlegt zu werden.

Wenn nun irgendwelche Störungen in diesem feinregulierten Purinstoffwechsel auftreten, sei es, daß sich die Harnsäurebildung oder Ausscheidung verzögert, sei es, daß sie sich vergrößert, entsteht die Stoffwechsellkrankheit der Gicht. Als äußeres Zeichen der Störung erscheint die Harnsäure im Blute. Wird das Löslichkeitsvermögen der Harnsäure im Blute überschritten, so fällt sie als Salz aus und wird in den Gelenken, zu denen sie eine große chemische „Affinität“ hat, deponiert. So entstehen die Knoten der gichtischen Gelenke. Ebenso werden die Nieren geschädigt durch Ablagerungen, so daß sich im längeren Verlaufe einer Gicht schließlich auch Nieren-erkrankungen (Nierengicht) hinzugesellen.

Nun nimmt der normale fleischessende Mensch mehr oder weni-

ger große Mengen tierischer Nucleine in seiner Nahrung, wenn er Gehirn, Bries, Leber, Nieren verzehrt zu sich. Auch der Gesunde zeigt darauf in seinem Blute Harnsäure, die aus den Purinen seiner Nahrung stammt. Allein jene — das sogenannte exogene Purin — verschwindet bald. Bei dem Sichter dagegen findet sich auch dann Purin im Blute, wenn er eine „urinstei“ Kost, etwa Milch, Eier- oder Pflanzeneiweiß, genossen hat. Diese Erscheinung wird neuerdings zur Unterscheidung der Gicht von ähnlichen Gelenkleiden benutzt. Zugleich aber bietet sie auch einen Fingerzeig für die Diät der Gicht. Da ohnehin schon der Purinstoffwechsel gestört ist, wäre es ein schwerer Fehler, den Kranken noch mehr dieser schwer zu verarbeitenden Purinsubstanz in der Nahrung zu bieten. Zunächst soll die Fleischzufuhr überhaupt aufgehoben werden, die Diät enthalte viel Milch-, Eier- und Mehlspeisen, da ja die beiden ersteren sich nicht am Purinstoffwechsel beteiligen. Ist diese Abstinenz zwei bis drei Monate durchgeführt, so empfehlen Forscher wie Prof. Brugsch in Berlin und Prof. Schittenhelm in Erlangen, denen wir sehr viel der neueren Erkenntnisse über das Wesen der Gicht verdanken, wieder Fleisch zwei- bis dreimal wöchentlich dazuzureichen. Man kann 150—200 Gramm schwarzes oder weißes Fleisch geben, muß aber unbedingt die oben erwähnten Organe wie Leber usw. ausschließen. Später darf sechs mal in der Woche, je einmal am Tage, das Fleischgericht verabsolgt werden. Alkohol ist schon deswegen in nennenswerten Quantitäten zu vermeiden, weil erfahrungsgemäß ein Zusammenhang zwischen Gicht und Alkoholgenuß besteht. Alkoholiker gerade werden häufig von Gicht heimgesucht, und es ist weiter eine allbekannte Tatsache, daß bei einem an Gicht chronisch Kranken Alkoholgenuß fast unfehlbar einen akuten Gichtanfall auslöst. Was die weitere Behandlung der Gicht anlangt, so ist bemerkenswert, daß es zweckmäßig ist, den Kranken sobald als möglich aus dem Bett zu bringen und ihn zu Bewegungen zu veranlassen, um die daniebliegenden Stoffwechselvorgänge zu beschleunigen. Als Medikament wird neuerdings neben dem beim akuten Anfall sehr wirksamen, altbewährten Colchicin, das aus der Herbstzeitlose, Colchicum autumnale stammt, das Atophan empfohlen. Dies „mobilisiert“ die Harnsäure und bringt sie schneller zur Ausscheidung.

Wenn man die Wandlungen überblickt, die die Anschauungen über die Gicht im Laufe der Zeit durchgemacht haben, so bleibt als Fazit ein wirklicher Fortschritt zu konstatieren, der uns zwar noch nicht an das Ende des Problems, aber doch wenigstens ein gut Stück weiter geführt hat. In allererster Linie ist dies die Entwicklung der physiologischen Chemie zu danken, die im letzten Jahrzehnt einen Siegeslauf sondergleichen angetreten hat. Von ihr sind auch in Zukunft Aufschlüsse zu erwarten, die der Forschung und der Behandlung vornehmlich der Stoffwechselkrankheiten zugute kommen werden.

Kleines feuilleton.

Volkssunde.

Tabu. Wie das Wundern der Anfang des Wissens und damit auch der Philosophie ist, so entspringen die religiösen Vorstellungen der primitiven Völker, seien sie nun Dämonenglauben, Ahnenkult oder Totemismus, der Furcht, die sich erst in langsamer Stufenfolge zur Ehrfurcht erhebt und verstillt. Diese primitive Furcht erweckt den Glauben, daß das Berühren gewisser Dinge und Personen mit Unheil verknüpft ist, macht diese Dinge und Personen dadurch unberührbar und unverleglich, heilig und von anderer Seite betrachtet: veremt. Der gemeinsame Name für sie ist in der primitiven Religion: tabu. Aber nicht nur die Person oder das Ding ist tabu; da der primitive Mensch glaubt, daß mit dem Namen des Dinges auch die Macht über das Ding verknüpft sei, verfällt auch der Name dem Aberglauben, und wird, um Schaden zu verhüten, allenthalben gemieden; so kommen wir zu dem Wort-Tabu, dessen Spuren wir noch heute finden. Nur zu natürlich ist, daß der erste Begriff, dessen Bezeichnung dem Wort-Tabu verfiel, der des oder der übermächtigen Wesen war, von deren Gunst oder Ungunst sich der Sterbliche abhängig fühlte. In allen Mythologien finden wir, daß der höchste Gott eine unzählbare Menge Namen hat. Das Ziel dieser Vielnamigkeit oder dieser Anzahl von Beinamen ist die Vermeidung des eigentlichen Namens. Daselbe Verfahren zeigt auch die jüdische Religion. Ihr Glaubensbekenntnis spricht sich in dem Sage aus: „Hör, Israel, Jahwe, unsere Gottheit ist ein einziger Jahwe“. Aber diese einzige Gottheit mit ihrem eigentlichen Namen Jahwe anzurufen schien nicht ratsam zu sein; vielmehr gewöhnte man sich, sie den Herrn, Adonaj, zu nennen; und diese Gewohnheit hat schließlich dazu geführt, daß sein eigentlicher Name, als man sich getraute ihn auszusprechen, eine ganz falsche Form bekam: man setzte unter die drei Konsonanten des Namens: J h v die für Adonaj zu benutzenden Vokale und kam so zu dem nun für die Ewigkeit gültigen Gottesnamen: Jehova.

Das Gebot: Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich aussprechen, hat den Versuch gezeitigt, ihn auszusprechen und doch nicht auszusprechen und damit jeder Gefahr zu entgehen: man hat ihn eben verhüllt. So mancher ruft heute ganz harmlos: P o g - blig, P o h tausend, ohne zu ahnen, daß in der ersten Silbe der

Wörter eine Verhüllung des Wortes: Gott steckt, und ebenjowenig weiß der Durchschnittsfranzose, wenn er morbleu flucht oder wenn er bleumourant spricht, (worans im Deutschen das schöne „plümerant“ geworden ist), daß er in einer Sprachverhüllung den mort de dieu, den Tod Gottes, und den dieu mourant, den sterbenden Gott nennt. Scheute man sich nun schon den Namen des guten Gottes auszusprechen, weil man es für gefährlich hielt, das Heilige anzurühren, so mußte es natürlich noch für viel gefährlicher gelten, den Herrscher der bösen Mächte mit seinem wahren Namen zu rufen. Und der Name Teufel, der nun einmal dem Herrn der Finsternis geblieben ist, ist auch kaum für einen eigentlichen Eigennamen anzusehen; von dem griechischen diabolos herkommend, hebt er nur eine Eigenschaft des Lügengottes, eben das Lügen, das Verleumdern, hervor. Aber auch diese umfärbende Bezeichnung könnte der böse Gott übel nehmen und rächen; man muß auch sie noch verhüllen, und so wenden wir dafür die Formen Teigel, Zeigel, die Franzosen diantra an, und die Engländer nennen den Teufel recht liebenswürdig und zutraulich den old man (alten Mann). Ein anderer Geist, der die Nennung seines Namens nicht gut vertragen kann, ist bekanntlich der Herr des Riesengebirges: Ribezahl. Das Wort hat nichts mit der Ribbe und dem zählen zu tun, sondern lautet eigentlich R i b e. Die Silbe Zahl = Jagel, Schwanz, birgt freilich einen Spott in sich.

Das Wort-Tabu hat auch ein Werkzeug der grausamen Gerichtebarkeit des Altertums und Mittelalters getroffen, den Galgen. Das deutsche Volk spricht von der Herberge „Zu den drei Säulen“, und in Schillers „Räuber“ heißt er: das dreibeinige Tier.

Meteorologische.

Verdunstung und Regenfall. Es ist ganz in der Ordnung, daß die Meteorologen durch jeden ungewöhnlichen Witterungsverlauf zu besonderen Untersuchungen angeregt werden. Sie haben in den letzten Jahren eine reichliche Gelegenheit dazu gehabt. Im vorigen Jahre war es der ungewöhnlich trockene und fast unbewölkte Sommer, in diesem Jahre ist es im Gegenteil eine Regenzeit von nahezu entsprechender Hartnäckigkeit. Die Entstehung des Regens pflegt im allgemeinen durch den Kreislauf des Wassers dargestellt zu werden. Das Wasser der Meere und auf den Festländern verdunstet unter dem Einfluß der Sonnenwärme; dadurch gelangt wieder Wasserdampf in die Luft und verdichtet sich durch Erhaltung in größerer Höhe zu Regen oder Schnee. So gelangt das Wasser an die Erdoberfläche zurück, und sein Kreislauf beginnt von neuem. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Verdunstung des Meerwassers wegen der überwiegenden Ausdehnung der Ozeane der Hauptteil an der Versorgung der Luft mit Wasserdampf beigemessen wird. Das Festland kann schon deshalb nicht so viel Wasserdampf liefern, weil es, abgesehen von seiner hinter den Weltmeeren zurückstehenden Ausbreitung, eine erhebliche Menge der erhaltenen Niederschläge in den Boden einsaugt, einen anderen Teil in flüssigem Zustand als Bäche und Ströme dem Meere wieder zuzuführt. Außerdem arbeitet die Lebewelt, namentlich die Pflanzendecke an dem Verbrauch des aus Fimmelhöhe erhaltenen Wassers. Von den Meeren andererseits muß ungefähr immer dieselbe Wassermenge verdunsten, die sie durch Regen erhalten haben. Anderenfalls müßte eine Senkung des Meerespiegels je nach der Verschiedenheit des Regenreichturns der Jahre bemerkbar sein.

Professor Runz hat jetzt vor der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Vortrag gehalten, worin er die Einwirkung der Verdunstung des Bodens und der Pflanzen auf den Eintritt längerer Regenzeit und Kälte untersucht, einen für diesen Sommer zeitgemäßes Thema. Uebri gens hatte auch schon der Sommer 1910 den Beweis dafür geliefert, daß feuchtes und kaltes Wetter, wenn es erst einmal mit einiger Hartnäckigkeit eingeklagt hat, auch längere Zeit anhält. Runz ist nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß außer den großen Luftströmungen, die selbstverständlich die Hauptrolle für den Gang des Wetters spielen, die Verdunstung des Bodens und namentlich der Pflanzen von einer Bedeutung ist, die man bisher unterschätzt hat. Wenn nach längerem Regenfall der Boden ganz durchfeuchtet ist, so muß die Verdunstung einen viel größeren Betrag und eine größere Stetigkeit erreichen. Zunächst prägt sich diese Tatsache in der Nebelbildung aus, wie man sie über feuchten Wiesen des Abends so häufig sieht. Wenn aber diese Dunstmassen nicht bald wieder als Tau auf die Erdoberfläche niedersinken, tragen sie fortwährend zur Vermehrung des Dampfgehalts der Luft bei und damit zur Steigerung der Regenhäufigkeit. In dem regnerischen Juli 1910 ist die Verdunstung des nackten Erdbodens in unseren Breiten auf 218 Kubikmeter pro Hektar bestimmt worden, und in dem noch regnerischen August 1912 erreichte sie ziemlich genau denselben Betrag. Ein mit Gewächsen bestandener Boden verdunstet aber noch stärker, und es kommt dabei in Betracht, daß in feuchten Jahren die pflanzliche Entwicklung reichlicher ist und länger anhält. Professor Runz hat an einem mit Luzerne bestandenen Feld im Juli 1910 die Verdunstung auf den überragenden hohen Betrag von 803 Kubikmeter pro Hektar bestimmt, also fast das Vierfache der für nackten Boden beobachteten Menge. Die Messungen im August dieses Jahres haben wiederum die früheren vollaus bestätigt. Es läßt sich danach ohne weiteres begreifen, daß die Verdunstung auf dem Lande für die Dauer einer Regenzeit in den Sommermonaten sehr wesentlich ist.